

## „FAULHEIT VERBOTEN“<sup>1</sup> – ZEITKRITIK BEI HALLGRÍMUR PÉTURSSON UND STEFÁN ÓLAFSSON<sup>2</sup>

GERT KREUTZER

*University of Cologne*

ABSTRACT. This article discusses works by Icelandic baroque poets Hallgrímur Pétursson (1614–1674) and Stefán Ólafsson (1619–1667) that are critical of contemporary issues, also taking into account their 17<sup>th</sup>-century historical background. Both poets were pastors and found ample occasion for criticizing the moral, economic and political state of affairs in their country. In particular, the poems “Passíusálmar” and “Aldarhátur” by Hallgrímur Pétursson, among others, as well as “Danskurinn”, “Um þá fyrri og þessa öld” and “Ómennskukvæði” by Stefán Ólafsson are presented and analyzed with respect to content and form.

### I. BAROCK IN ISLAND?

Ob es auf Island in der Kunst oder auch in der Musik einen Barockstil<sup>3</sup> gab, kann man mit guten Gründen bezweifeln. Hierfür fehlte es wohl schon an den nötigen materiellen Voraussetzungen. Was allerdings die Dichtung angeht, so hat Island mit Hallgrímur Pétursson (1614–1674) einen Vertreter des Barocks von europäischem Rang aufzuweisen und auch Stefán Ólafsson (1619–1667) verdient zweifellos Beachtung über die Insel hinaus.

<sup>1</sup> Der Titel verwendet ein Zitat („leti bönnuð“) aus dem Gedicht Ómennskukvæði von Stefán Ólafsson.

<sup>2</sup> Dieser Aufsatz beruht auf Vorträgen, die auf Tagungen in Poznań und in Askov gehalten wurden, und ist eine leicht veränderte Version eines Beitrags, der in einem von Walter Baumgartner herausgegebenen Sammelband über Barockdichtung erscheinen wird.

<sup>3</sup> Zur Problematik des Barockbegriffs, insbesondere in Skandinavien, s. Wilhelm Friese: *Nordische Barockdichtung. Eine Darstellung und Deutung skandinavischer Dichtung zwischen Reformation und Aufklärung*, München 1968. [= Friese 1968].

Beide Autoren sind, wenn auch mit unterschiedlichen Akzenten, in vielen Gattungen hervorgetreten, von denen die religiöse Dichtung und Gelegenheitsdichtung vor allem bei Hallgrímur den bei weitem größten Anteil ausmachen. Beide haben sich aber auch mit zeitkritischen Gedichten an ihr Publikum gewandt, die als eine nicht unbedeutende Facette in ihrem Wirken im Mittelpunkt dieser Untersuchung stehen sollen.

Die Barockdichtung des Kontinents ist wesentlich von der Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges mit all seinen schrecklichen Begleiterscheinungen und Folgen geprägt. Erlebnisse von Tod, körperlichen und seelischen Nöten finden ihren Niederschlag in der Dichtung dieser Zeit, die in ihren Versen immer wieder das Motiv von der Vergänglichkeit alles Irdischen variiert und angesichts der Nichtigkeit des Diesseitigen auf die Gnade Gottes und das Jenseits verweist.

Zwar war Island nicht unmittelbar von den Kriegseignissen betroffen, doch blieb es keineswegs von der allgemeinen Misere verschont. Am schwerwiegendsten waren wohl die Auswirkungen der sogenannten „Kleinen Eiszeit“, die vom Ende des 13. bis Mitte des 19. Jahrhunderts dauerte und ihren Höhepunkt zwischen der Mitte des 16. und dem Ende des 18. Jahrhundert hatte. Nach neuesten Untersuchungen der Klimaforschung lagen die Durchschnittstemperaturen damals fast 2 Grad unter den heutigen. Für Island, das natürlich gegenüber solchen Klimaverschlechterungen besonders empfindlich war, bedeutete dies eine erhebliche Verringerung des Siedlungsraums, die Verödung höher und landeinwärts gelegener Landstriche mit Hungersnöten in der Folge. Hinzu kamen mit Vulkanausbrüchen und Erdbeben weitere Naturkatastrophen, außerdem tödliche Seuchen, welche die Bevölkerung weiter dezimierten. Das ganze Elend wurde durch Maßnahmen der dänischen Regierung noch verschlimmert. Die Einführung des Handelsmonopols<sup>4</sup> im Jahre 1602 führte zu schlechten Preisen für isländische Waren, Verwaltung, Rechtsprechung<sup>5</sup> und Kirchenordnung wurden in die Hand dänischer Beamter gegeben, die wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse der isländischen Untertanen nahmen.<sup>6</sup>

Kaum überraschen kann es, daß mit dem wirtschaftlichen und politischen Niedergang ein Verfall der Sitten einherging. Jedenfalls finden sowohl Hallgrímur Pétursson wie Stefán Ólafsson genügend Gründe, die gegenwärtigen Zustände anzuprangern und ihren Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten.

In einem Punkte aber war zur damaligen Zeit die Situation in Island besser als in manchen anderen Ländern: die Volkssprache und die eigene Literatur standen weiter in hohem Ansehen und wurden in Wort und Schrift gepflegt.

<sup>4</sup> Der dänische König verpachtete 1602 den gesamten Islandhandel an Kaufleute aus Kopenhagen, Helsingør und Malmö, behielt sich aber die profitabelsten Güter wie Falken und Schwefel selber vor. Da die Isländer die Waren in bestimmten Läden kaufen und verkaufen mussten, konnten die Monopolhändler ihre teils auch verdorbenen Waren, zu exorbitanten Preisen verkaufen und die isländischen Waren billig einkaufen. Dieses Handelsmonopol wurde erst 1787 aufgehoben.

<sup>5</sup> 1564 wurde der Stóridómur eingeführt, ein sehr strenges Gesetz, das für viele Vergehen, z.B. Ehebruch, die Todesstrafe vorsah. Das Gesetz blieb bis 1838 in Kraft.

<sup>6</sup> Vgl. dazu auch Friese 1968, S. 141ff.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß sich die isländische Literatur ganz auf die eigene Tradition gestützt hätte. Gerade in der Barockzeit sind die Einflüsse durch Strömungen von außen besonders augenfällig. Und dies betrifft nicht nur die religiöse Dichtung, die mit der Reformation von Deutschland und Dänemark nach Island wirkte, sondern auch die klassische Dichtung der Antike, die in dieser Zeit, die man nicht ohne Grund in Island auch als lærdómsöld („Zeitalter der Gelehrsamkeit“) oder húmanismi („Humanismus“) bezeichnet, besonders intensiv rezipiert wurde, außerdem auch zeitgenössische profane Werke und Gattungen im übrigen Europa. Gerade die Gedichte der hier zu betrachtenden Autoren legen davon unmißverständlich Zeugnis ab. Dennoch bleibt festzuhalten, daß die isländische Literatur nie ganz den Zusammenhang mit ihrer eigenen Tradition verlor und auch im Barockzeitalter an Inhalte, Metren und Stilformen der einheimischen Dichtung vorausgegangener Epochen anknüpfte.<sup>7</sup>

#### HALLGRÍMUR PÉTURSSON (1614–1674)

Von Hallgrímur Péturssons Leben<sup>8</sup> ist nur wenig Zuverlässiges bekannt. Wahrscheinlich wurde er im Jahre 1614 in Hólar geboren, wo sein Vater als Glöckner und Küster bei seinem Vetter, dem Bischof Guðbrandur Þorláksson tätig war. Schon in früher Jugend soll er durch freimütige Verse hervorgetreten sein. Ob die ihm daraus erwachsenen Schwierigkeiten dazu beitrugen, daß er seine Schulzeit abbrach und ins Ausland reiste, ist unklar. Hallgrímur soll dann in Holstein, das damals zu Dänemark gehörte, eine Schmiedelehre begonnen haben. Durch die Förderung des späteren Bischofs Brynjólfur Sveinsson wurde ihm 1632 der Besuch der Frue Skole in Kopenhagen ermöglicht. 1636 vertraute man ihm den Religionsunterricht der freigekauften isländischen Gefangenen an, die 1627 von algerischen Seeräubern von den Westmännerinseln geraubt worden waren. Eine unter ihnen, Guðríður Símonardóttir („Tyrkja-Gudda“), 16 Jahre älter als Hallgrímur, wird von ihm geschwängert und reist 1637 mit ihm zurück nach Island, wo beide bald darauf heiraten. Nach schweren Jahren als Tagelöhner wird Hallgrímur 1644 zum Pfarrer geweiht. Seine wirtschaftliche Lage bessert sich aber erst, als er 1651 auf eine besser dotierte Stelle nach Saurbær am Walfjord überwechseln kann. Hier erkrankt er 1666 an Lepra und erblindet, weswegen er 1669 seinen Dienst aufgeben muß. Er stirbt am 27. Oktober 1674 in Ferstikla bei einem seiner Söhne.

<sup>7</sup> Darauf weist z.B. Friese mehrfach sehr pointiert hin (Friese 1968, S. 112 u. 125).

<sup>8</sup> Vigfús Guðmundsson, *Ævi Hallgríms Péturssonar*, Reykjavík 1934. – Magnús Jónsson, *Hallgrímur Pétursson. Æfi hans og starf* I-II, Reykjavík 1947. – Alfred Otto Schwede, *Sein Lied war Islands Trost. Die Geschichte des Pfarrers Hallgrímur Pétursson*, Stuttgart 1986.

Hallgrímur Péturssons Dichtung<sup>9</sup> umfaßt zahlreiche geistliche und weltliche Werke unterschiedlicher Art. Sein Hauptwerk aber sind zweifellos die *Passíusálmar*, wohl in den Jahren 1656–59 entstanden. Diese in Verse gefaßte Leidensgeschichte Christi ist es vor allem, die ihn zu einem der wichtigsten Vertreter des europäischen Barocks macht.<sup>10</sup>

Die Motive der Vanitas und Weltverachtung, die zum Standardinventar der Barockdichtung gehören, begegnen auch bei Hallgrímur immer wieder, wobei kaum zu unterscheiden ist, wie weit Vorbilder,<sup>11</sup> die herrschende theologische Lehre oder eigene leidvolle Erfahrungen die Feder geführt haben.

„Hold er mold, hverju sem það klæðist“ („Fleisch ist Erde, womit es sich auch bekleidet“) heißt es bei ihm, oder – geradezu programmatisch – am Anfang des Gedichts *Veröldinni til drukkið* („Der Welt zugetrunken“):<sup>12</sup> „Vondertu, veröld, / með vélabrögðin margföld. / Þeir fá sjaldan góð gjöld, / sem gefa sig í þín höld...“ („Schlecht bist du, Welt, / mit mannigfachen Ränken. / Die erhalten selten guten Lohn, / die sich in deinen Dienst begeben...“).<sup>13</sup> Eine Warnung, dem trügerischen, flüchtigen Glück der Welt zu vertrauen, enthält das Gedicht *Um veraldarinnar velsemd* („Von der Gunst der Welt“).<sup>14</sup>

Zu Klagen gibt auch die Vergänglichkeit der Jugend Anlaß, etwa in Gedicht *Mannsins ævi*: „Allar eikur ungar toгна / og upp sig rétta; / seinna bleika, síðan bogna, / seinast detta.“ („Alle jungen Eichen strecken sich / richten sich auf, / werden später welk, beugen sich dann / und fallen schließlich um.“); in *Sr. Hallgrímur kvað* („P. Hallgrímur sagte“) wird die kurze

<sup>9</sup> Hallgrímur Pétursson, *Kvæði og rímur*, 1945. – Hallgrímur Pétursson, *Sálmar og kvæði*, Hrsg. von Grímur Thomsen, I-II, Reykjavík 1887, 1890. (Unvollständig, da ein geplanter dritter Band nicht erschienen ist.) – Gert Kreuzer, Hallgrímur Pétursson. Das lyrische Werk, *Kindlers Neues Literaturlexikon*, Bd. 13, S. 212ff. – Böðvar Guðmundsson u.a. (Hrsg.), *Íslensk bókmenntasaga II*, Reykjavík 1993, S. 417ff. u. pass.

<sup>10</sup> Wichtige Ausgaben: Erstdruck 1666. – Hallgrímur Pjetursson, *Passíusálmar*, Hg. Finnur Jónsson, Kaupmannahöfn 1924. – Hallgrímur Pétursson, *Passíusálmar*, Landbókasafn Ísland – Háskólabókasafn, Reykjavík 1996. – Übersetzung: Wilhelm Klose, *Die Passionspsalmen des isländischen Dichters Hallgrímur Pétursson (1614–1674) unter Beibehaltung der Dichtungsform des Originals in deutscher Sprache wiedergegeben*, Reykjavík 1974. – Sekundärliteratur: Arne Møller, *Hallgrímur Péturssons Passionssalmer. En studie over islandsk salmedigtning fra det 16. og 17. aarhundrede*, Kjøbenhavn, Kristiania, London, Berlin 1922. – Sigurður Nordal, *Hallgrímur Pétursson og Passíusálmarnir*, Reykjavík 1970.

<sup>11</sup> Helgi Skúli Kjartansson (Hallgrímur Pétursson. Reykjavík 1974) hebt die Beziehungen von Hallgrímurs Dichtung zur europäischen, vor allem zur deutschen Dichtung jener Zeit hervor. Er behauptet sogar, der Dichter habe während seines Aufenthaltes in Dänemark sowohl die dänische wie die deutsche Sprache erlernt.

<sup>12</sup> Text mit Übersetzung bei Wilhelm Friese (Hrsg.), *Nordische Barocklyrik. Nordisk Barocklyrik. Barokkljóðlist Norðurlanda. Nordisk Barocklyrik*, Tübingen und Basel 1999 [= Friese 1999], S. 62f.

<sup>13</sup> Wenn nicht ausdrücklich anders angegeben, stammen die Übersetzungen in diesem Beitrag alle vom Autor und sind als Verständnishilfe, nicht als poetische Nachdichtung gedacht. Ich danke meinen Freunden Gunnlaugur Ingólfsson und Jón Friðjónsson für ihre Hilfe bei schwierigen Stellen.

<sup>14</sup> Text und Übersetzung bei Friese 1999, S. 56ff.

Dauer des menschlichen Lebens zum Thema,<sup>15</sup> und in dem bekannten Grablied *Um dauðans óvissa tíma* („Von der ungewissen Todesstunde“) wird die schon in der Antike toposhafte Metapher vom Schnitter Tod variiert: „Allt eins og blómstrið eina / upp vex á sléttri grund, / fagurt með frjóvgun hreina / fyrst um dags morgunstud, / á snöggu augabragði / af skorið verður fljótt, / lit og blöð niður lagði, / líf mannlegt endar skjótt.“ („Wie die Blume aufwächst auf ebenem Grund, schön, in reiner Lebenskraft, früh in des Tages Morgenstunde, und in einem kurzen Augenblick rasch abgeschnitten wird, Farbe und Blätter verlor, so endet schnell das menschliche Leben.“)

Kommen wir nun aber von den allgemeinen Klagen zur spezifischen, zeitbezogenen Kritik. Solche findet sich, vielleicht überraschend, auch in den *Passíusálmar*. Vor allem im mittleren Drittel, wenn es um den Prozeß gegen Jesus geht, benutzt Hallgrímur immer wieder die Gelegenheit, Parallelen zur Gegenwart zu ziehen und mit Ermahnungen an die Zeitgenossen, vor allem aber an die Richter und Machthaber seiner Zeit zu verbinden. Hierfür einige Beispiele:

Margur, og víst það maklegt er,  
mjög þessum skálkum formælir.  
Þó finnast nokkrir hér í heim  
að hegðun allri líkir þeim. (Ps. 14,9)

(Mancher, und das ist gewiß berechtigt, verflucht diese Schurken sehr. Dennoch gibt es einige hier auf Erden, die ihnen in ihrem Verhalten gleichen.)

Hvað gjöra þeir sem hér á jörð  
hafa að spotti drottins orð,  
lifa í glæpum ljóst til sanns,  
lasta og forsmá þjóna hans? (Ps. 14,10)

(Was tun die, welche hier auf Erden die Worte des Herrn verspotten, die vor aller Augen in Verbrechen leben, seine Diener bezichtigen und schmähen?)

Kóngstign þín, Jesú, andleg er.  
Allir hafa sín völd af þér  
höfðingjar hér um heim.  
Þú lénar, gefur, lánar þeim  
löndin, ríki, metorð og seim. (19,11)

(Deine Königswürde, Jesus, ist geistiger Art. Alle Herrscher hier auf Erden haben ihre Macht von dir. Du belehnt sie, schenkst, leihst ihnen die Länder, Reiche, Ehre und Gold.)

Fyrir þinn kraft og frelsishönd  
forsvara kóngar ríki og lönd,  
sem er þeim undir lagt.  
En móti djöfli og dauðans makt  
dugir engin höfðingja prakt. (Ps. 19,12)

(Durch deine Kraft und Erlöserhand verteidigen Könige Reiche und Länder, die ihnen überantwortet wurden. Aber gegen den Teufel und die Macht des Todes nützt keine Herrscherpracht.)

<sup>15</sup> Text und Übersetzung bei Friese 1999, S. 64f.

Margir finnast nú hér í heim  
 Heródis líkar réttir.  
 Guðs orð er skemmt og gaman þeim  
 sem glens eða nýjar frettir.  
 Holdsins forvitni hnýsir þrátt  
 í herrans leyndardóma  
 með fýsn ei fróma,  
 aumri skynsemi ætla of hátt,  
 aldrei til skilnings koma. (Ps. 21,2)

(Viele Gerichte gibt es nun hier auf Erden, die denen des Herodes gleichen. Gottes Wort ist ihnen Belustigung und Unterhaltung, wie Scherz und Neuigkeiten. Die Neugier des Fleisches stöbert ständig in den Geheimnissen des Herrn, aus Begierde, nicht aus Frömmigkeit, mit ihrem armseligen Verstand wollen sie zu hoch hinaus, kommen nie zur Einsicht.)

Hvað margur nú í heiminum  
 hér fyrir lastar Pflatum,  
 sem þó elskar og iðkar mest  
 athæfið hans og dæmin verst.  
 Óttinn í dómi oft fær sess;  
 yfirherrarnir njóta þess.  
 Almúgans hrósun olli því,  
 illgjarnir skálkar hlaupa frí. (Ps. 28,4)

(Wieviele hier auf Erden tadeln Pilatus jetzt dafür, die doch sein Verhalten und schlechtes Beispiel lieben und nachahmen. Die Furcht hat im Gericht oft ihren Platz; das nützen die Oberen aus. Das Lob der Menge ist schuld daran, üble Schurken laufen frei herum.)

Hier äußert Hallgrímur sich mit einer Freimütigkeit, wie sie in der Zeit des Absolutismus sicher nicht gewöhnlich war, und ergreift die Partei der Machtlosen gegenüber den Mächtigen, wobei er sicher die Situation seiner Landsleute gegenüber der dänischen Bürokratie im Blick gehabt haben wird.<sup>16</sup>

Hallgrímurs Hauptwerk im Genre der Zeitkritik ist aber zweifellos das wohl 1663 entstandene Gedicht *Aldarháttur* („Zeitgeist“).<sup>17</sup>

Seine Form scheint mir bereits Programm zu sein, indem sie auf originelle Weise einheimische und fremde, neuzeitliche, mittelalterliche und antike Elemente in sich vereint. Dabei wird in den herkömmlichen Ausgaben jede der 22 Strophen in zwölf kurzen, zweihebigen Verszeilen ausgesetzt. Diese erinnern an das klassische Fornyrðislag der Eddalieder. Betrachten wir als Beispiel die erste Strophe:

Áður á tíðum  
 var tízka hjá lýðum,  
 svo tryggðir kenndu,  
 frá barndómi blíðum  
 með fremdarhag fríðum  
 að frægðum sér vendu.

<sup>16</sup> Man vergleiche einmal das Schicksal des Jón Hreggviðsson in der „Islandglocke“ von Halldór Laxness.

<sup>17</sup> Text und Übersetzung bei Friese 1999, S. 66ff.

Af strengboga stríðum  
 í Hárs elda hríðum  
 þeir herskeytin sendu  
 eða á mar víðum  
 skervallar skíðum  
 til skemmtunar renndu.

Stabreime werden verwendet, allerdings nicht ganz nach den alten Regeln: teilweise werden zwei oder drei Zeilen durch Stäbe verbunden (tíðum – tízka – tryggorðir), teilweise haben wir zwei Stäbe innerhalb der Zeile (barndómi – blíðum; strenboge – stríðum), teilweise auch zwei Stäbe im „Anvers“ und einen im „Abvers“ (fremdarhag – fríðum – frægðum; Hárs – hríðum – herskeytin; skervallar – skíðum – skemmtunar). In kaum einer Kurzzeile fehlt der Stab völlig (hier in Vers 10).

Im Mittelalter in Island noch sehr selten, setzte sich der Endreim im Spätmittelalter gegenüber dem Binnenreim immer mehr durch. In diesem Gedicht, reichlich mit Endreimen geschmückt, folgen diese dem Schema a a b / a a b / a a b / a a b.

Dem Mittelalter wiederum verpflichtet sind die Kenningar der Skaldendichtung, Umschreibungen, die aber vor allem in der Rímur-Dichtung bis in der Neuzeit hinein verwendet wurden. Einige Beispiele aus den ersten Strophen:

Hárs elda hríð = Feuersturm Odins = Kampf, Schlacht,  
 skervallar skíð = Scheite des Schärenlands = Schiffe,  
 fann-digul-skafl = Schneetreiben-Tiegel-Haufen = Silber,  
 verfákar = Meeresrosse = Schiffe,  
 ríta él = Sturm der Schilde = Kampf,  
 gló-Kráka-sáð = Glut-Saat Krakis = Gold  
 álmdrósir = Ulmenmädchen = Pfeile,  
 dyn Sköglar hviðu = Donner des Sturms der Skögull (Walküre) = Schlacht,  
 oddaþing = Pfeile-Thing = Schlacht,  
 Fáfnis skríðjörð = Fafnirs Kriecherde = Gold,  
 Segel-Pferd des Meeres = Schiff.

Demonstrativ wird hier also auf die alte einheimische Dichtungstradition zurückgegriffen.

Eigenartigerweise lassen sich die Verse, wie Friese (a.a.O.) es kürzlich versucht hat, auch als Langzeilen zu je drei Verseinheiten mit insgesamt 6 Hebungen interpretieren:

Áður á tíðum var tízka hjá lýðum, svo tryggorðir kenndu,  
 frá barndómi blíðum með fremdarhag fríðum að frægðum sér vendu.  
 Af strengboga stríðum í Hárs elda hríðum þeir herskeytin sendu,  
 eða á mar víðum skervallar skíðum til skemmtunar renndu.

Dadurch ergeben sich für jede Strophe vier Hexameter, die, abgesehen von den Endreimen, dem anders strukturierten Zäsurensystem<sup>18</sup> und den gele-

<sup>18</sup> Der antike Hexameter hatte nur eine Hauptzäsur, und zwar meistens im dritten, seltener im vierten Fuß, bei Hallgrímur gibt es zwei Zäsuren, die regelmäßig in zweiten und vierten Fuß liegen.

gentlichen Auftakten, durchaus noch das antike Vorbild errahnen lassen. Während im antiken Hexameter der Vers durch den relativ freien Wechsel von Daktylen und Spondeen in den ersten vier Füßen (der fünfte ist so gut wie immer ein Daktylus, der sechste ein Spondeus) eine größere Geschmeidigkeit und Spannung erhält, klingt der isländische Vers durch die ausschließliche Verwendung der Daktylen (außer im letzten Fuß natürlich) leicht ein wenig geleiert. Es liegt aber auf der Hand, daß Hallgrímur sich für sein Versmaß nicht an der Antike oder an der mittellateinischen Dichtung,<sup>19</sup> sondern an seinem dänischen Zeitgenossen Anders C. Arrebo (1587–1637) orientiert hat, der in seinem 1661 postum erschienenen *Hexaëmeron* in der Einleitung („Fortale til Skaberen“) und in der Schilderung des ersten Schöpfungstages ebenfalls gereimte Hexameter verwendet.<sup>20</sup> Noch näher stehen den Versen Hallgrímur Péturssons allerdings die gereimten Hexameter des Bibliothekars Peder Nielsson Mehrn in einem Ehrengedicht, das dem Hexaëmeron vorangestellt ist.<sup>21</sup> Arrebo hat pro Hexameter zwei Reimpositionen (Reimschema: a / b // a / b // c / d // c / d) und eine Zäsur, Mehrn jedoch – wie Hallgrímur – drei Reimpositionen (Reimschema: a / a / b // c / c / b // d / d / e // f / f / e) und zwei Zäsuren. Wie dem auch sei – an Kunstfertigkeit übertrifft der Isländer sie beide, da er die gleichen Reime über vier Hexameter hinwegführt (Reimschema: a / a / b // a / a / b).

Inhaltlich zerfällt das Gedicht in zwei etwa gleich lange Teile zu 10 und 12 Strophen. Der erste beginnt in Str. 1 mit *Áður á tíðum* („Einst“), der zweite in Str. 12 mit *Öld er nú snúin* („Die Zeit hat sich jetzt geändert“). Damit wird dem ersten Teil die Vergangenheit zugeordnet, dem zweiten die Gegenwart, wobei die erste Hälfte den Charakter eines Preislieds, die zweite den einer Klage hat. Die beiden Zeitpanoramen werden einander antithetisch zugeordnet, wobei im ersten nur Positives, im zweiten nur Negatives zur Sprache kommt.

Daß es um Island geht, und nur um Island, wird dem Leser spätestens in Str. 8 klar, wo Island ausdrücklich erwähnt wird. Die zeitliche Verortung wird dagegen nicht explizit verdeutlicht, wer sich aber nur ein wenig in der isländischen Geschichte auskennt, erkennt aus dem Inhalt leicht, daß es um das hohe Mittelalter, die Zeit der Sagas, der Skalden und der Wikinger geht.

<sup>19</sup> Gereimte Hexameter wurden von Sedulius (Mitte 5. Jh.) und seit dem 9. Jh. von Nordfrankreich ausgehend über das ganze Mittelalter hinweg in der lateinischen Dichtung verwendet. Hierbei kommen auch dreigeteilte gereimte Hexameter vor (*trinini* und *tripertiti*), die meist paarweise auftreten und durch Endreim, bisweilen auch durch Binnenreime verbunden sind, wie das folgende Beispiel aus Rahewins Theophilus zeigt: *Tu voluisti tuque dedisti me voluisse, // utque volebas, praecipiebas me potuisse*. Vgl. Paul Klopsch, *Einführung in die mittellateinische Verslehre*, Darmstadt 1972, S. 76ff.

<sup>20</sup> Vgl. die folgenden Verse: „Op! Lof Mesteren stoor: op Elementerne mæctig’, / Ild, Luft, Vandet oc Jord, Lof siger Skaberen præctig. / Sky-høj biergenes top; I dale nedrig’ oc dybe; / Cederen rank her op; frem træer af Fedme som drybe.“ Anders C. Arrebo, *Samlede Skrifter*, Bd. 1, København 1965, S. 54. Den Hinweis auf Arrebo verdanke ich Walter Baumgartner.

<sup>21</sup> Einige Verse als Beispiel: „Men i Maneer som Arebo teer hár Lærdom med Lycke / Drefvet sit Verck, Naturen fuld sterck giort sit Mester-stykke. / Arbois Nafn, for Konsten oc Gafn, skal priselig mindis / Lenger’ end Riim, oc Runer med striim i Steenen kand findis“, a.a.O., S. 39.

Diese Zeit wird nun als eine rückwärts gewandte Utopie geschildert, als eine Zeit, in der „alles in Blüte stand“, („allt stóð í blóma“, Str. 8). Eine Utopie freilich, welche einen durchaus kriegerischen Charakter hat. Schon die Jugend übt sich im Sport (Schwimmen) und Brettspiel, vor allem aber an den Waffen, um sich später in Schlachten auszuzeichnen. Die Tapferkeit der Isländer wird an Königshöfen geschätzt, bringt Ehre und reichen Lohn und wird von Dichtern besungen. Wer sich nicht rächte oder über Wunden klagte, verfiel der Schande. In diesem Zusammenhang werden auch Seefahrt und Strandräuberei als Bewährungsproben herausgestellt. Dies alles wird im Geist der Sagazeit und, wie erwähnt, auch mit ihren darstellerischen Mitteln geschildert. Neben dem Mut zeichnen sich die Isländer jener Zeit durch Freiheitsliebe, Ehrlichkeit, Klugheit und Gerechtigkeit aus.

Die letzte Strophe des ersten Teils faßt das Wichtigste noch einmal zusammen:

Land lögum vörðu, þeir vitug ráð gjörðu, svo vandræðin bættu;  
fyrir frelsi kjörðu en Fáfnis skriðjörðu, þó flest kostar ættu;  
geði þá hörðu var hótad einörðu, með hugprýði mættu.  
Mannadóð ei spörðu við nýta seims Njörðu, ef nærri lá hættu. (Str. 10)

„Das Land hüteten sie mit Gesetzen, sie trafen kluge Entscheidungen, lösten Schwierigkeiten, lieber wählten sie die Freiheit als das Gold, wenn sie auch andere Möglichkeiten gehabt hätten, schweren Bedrohungen begegneten sie mit Können und Tapferkeit, Mannhaftigkeit sparten sie nicht gegenüber den Leuten, wenn Gefahr nahe war.“<sup>22</sup>

Wir brauchen hier nicht zu diskutieren, wieweit dieses Bild des isländischen Mittelalters der Realität entspricht. Schon die Sagas, die der Zeit des Freistaats und ihrem Wertekanon im allgemeinen ja durchaus mit Sympathie gegenüberstehen und nicht frei von idealisierender Tendenz sein dürften, schildern diese Zeit, die ins Bürgerkriegschaos des 13. Jahrhunderts mündete, doch erheblich differenzierter, und es mag zunächst überraschen, daß sich ein christlicher Geistlicher des 17. Jahrhunderts so vorbehaltlos dem obsoleten Heldenideal der heidnischen Zeit anschließt. Als Gegenbild zu einer lethargischen und im moralischen Niedergang begriffenen Gegenwart wird die Darstellung aber leichter verständlich. Nebenbei sei bemerkt, daß Frauen weder im positiven noch im negativen Sinne sonderlich in Erscheinung treten. Daß einmal davon die Rede ist, daß ein junger Mann mit einem schönen Mädchen im Hain beim Brettspiel sitzt (Str. 2), ändert nichts an der Tatsache, daß Hallgrímur eine sehr männlich dominierte Welt schildert.

Die wichtigsten Gedanken des zweiten Teils können wie folgt paraphrasiert werden:

Jetzt haben sich die Zeiten geändert, was Grund zur Klage gibt. Es gibt im Land keine Tapferkeit und Tatkraft mehr. Deswegen erleiden die Menschen Unterdrückung. Es gibt keine Freundestreue mehr, Habgier und Laster nehmen überhand. Das meiste läuft in die falsche Richtung. (Str. 11)

<sup>22</sup> Übersetzung aus Friese 1999, S. 69.

Die Jugend strebt in ihrem Eifer nicht mehr nach großen Taten, jetzt steht ihnen der Sinn mehr nach Wollust, Eigensinn, Faulheit und Schlaf, der Verstand schwindet wegen ihres störrischen Sinnes, nur wenige haben Freude daran, in Büchern Wissenschaft und Sittlichkeit zu studieren. (Str. 12)

Die Männer haben keine Energie mehr, wie ein Mädchen in Festtagstracht halten sie sich im Hause auf; es ist verboten, Schiffe über das Meer fahren zu lassen; die Menschen sind in ihrer Mutlosigkeit selbst schuld daran, daß sie vom Gold nur träumen können. (Str. 13)

Die doch übers Meer fahren, machen mit ihrer hohlen Prahlerei nur Schulden statt Gewinn. Sie übernehmen fremde Moden aber wenig Kultur. (Str. 14)

Die Künste schwinden, weil Menschen fehlen, welche die Kultur mehren könnten. Die Männer sitzen schweigend und mißmutig in ihren Alltagsorgen. (Str. 15)

Die guten Lebensbedingungen sind dahin, weil die Führer des Volkes fremden Befehlen gehorchen.<sup>23</sup> Verschworene Duzbrüder sprechen schön miteinander. Gierige Menschen kriechen (wie Drachen) über die Straße, um Bestechungsgelder einzusammeln. Die Einheimischen werden verprügelt, sind der Unterdrückung schutzlos ausgeliefert. (Str. 16)

Den Knaben fehlt jeder Mut, sie wehren sich nur mit Schimpfworten und laufen weg, wenn es darauf ankommt. (Str. 17)

Der Prahler tötet nur mit Worten, denn schon vor einem kleinen Küchenmesser flieht er ängstlich in ein Versteck und hält den Atem an. (Str. 18)

Gute Eigenschaften schwinden, aber die Laster nehmen zu, der Ruhm verläßt das Haus, wo Hinterlist und Betrug eingekehrt sind. Verwandte werden verleumdet, es wäre zu wünschen, daß das endlich aufhört. (Str. 19)

Die Vorgesetzten züchtigen, lassen die Ungehorsamen aber ungeschoren. Bestechung und Korruption herrschen, aus Habgier werden ungerechte Urteile gefällt. (Str. 20)

Viele klagen im Stillen, aber niemand wagt, die Mißstände zu benennen, und auch die Dichter schweigen. (Str. 21)

Vieles ließe sich noch über das traurige Elend sagen. Dieses Gedicht *Aldarhátur* vielen zur Kenntnis zu bringen, dürfte problematisch sein. Alles hat ein Ende, und hier endet das Gedicht. (Str. 22)

Das Interesse an der eigenen Vergangenheit war in Island nie erloschen und manifestierte sich nicht zuletzt im Sammeln, Abschreiben und Aufbewahren der alten Literatur. Je weniger die Gegenwart aber Halt und Orientierung bot, umso mehr diente die Freistaatzeit als Vorlage für einen utopischer Entwurf einer vergangenen Ordnung, in der Tugenden und Wohlstand den Isländern Ansehen in der ganzen Welt verschaffte. Solche Vorstellungen, die im schwedischen Götizismus ihre Parallele haben und in der Romantik wieder aufgegriffen wurden, finden sich etwa bereits in den Schriften von Arngrímur Jónsson (1568–1648), der die Vergangenheit als Argument gegen die in seinen Augen herabsetzenden Islandbeschreibungen von Ausländern ins Feld führt. Bei Arngrímur hat der Verweis auf die alten Zeiten eindeutig einen Rechtfertigungscharakter, erfolgt aus der Position des Angegriffenen. Ein wenig ist davon auch bei Hallgrímur zu spüren, wenn er sagt: „Ísland má sanna það átti vól manna þá allt stóð í blóma“ – „Island kann *beweisen*, daß es ausgezeichnete Männer hatte, als alles in Blüte stand“ (Str. 8). Wie sehr er unter dem Niedergang seines Landes litt und wie sehr er sich eine Besserung wünschte, zeigt auch sein Gedicht mit dem Titel *Ísland*:

<sup>23</sup> Wohl Anspielung auf die Einführung des Absolutismus im Jahre 1662.

Ísland, þer ætlar að hnigna,  
 eru þar merki til,  
 manndygð og dugur vill digna,  
 dofna því laganna skil;  
 guð gæfi, að þú nú þekkir  
 (það er ósk hjarta míns)  
 fyrr en hefnd stærri hnekkir,  
 hvað heyrir til friðar þíns.

Island, es gibt Anzeichen dafür, daß es mit deiner Mannestugend bergab gehen will, und die Tüchtigkeit verliert den Mut, das Rechtswesen läßt nach; gebe Gott, daß du nun erkennst (das ist mein Herzenswunsch), was zu deinem Frieden gehört, bevor die große Tradition dahinschwimmt.

### STEFÁN ÓLAFSSON

(ca. 1619–1688)

Stefán Ólafsson<sup>24</sup> waren Beruf und Begabung bereits in die Wiege gelegt. Schon sein Urgroßvater Sigurður war Pfarrer, sein Großvater Einar Sigurðsson (1538–1626) war Pfarrer und Dichter (Kirchenlieder u.a.), ebenso sein Vater Ólafur Einarsson (1573–1651, einer der Hauptdichter des Humanismus). Oddur Einarsson (1559–1636), ein Bruder seines Vaters, war Bischof von Skálholt und hatte bei Tycho Brahe studiert, seine Mutter war Pfarrerstochter und Enkelin des Bischofs Gísli Jónsson, seine beiden Brüder waren Pfarrer, zahlreiche Nachkommen waren Geistliche, Beamte oder Dichter, darunter die Romantiker Bjarni Thorarensen (1786–1841) und Jónas Hallgrímsson (1807–1845).

Stefán Ólafsson wurde ca. 1619 in Kirkjubær geboren und begann schon mit etwa 16 Jahren zu dichten. Er besuchte ab etwa 1638/39 die Domschule in Skálholt und wurde nach dem Abitur 1641 zwei Jahre Sekretär des dortigen Bischofs Brynjólfur Sveinsson (1605–1675, Bischof von 1639–1674). Im Herbst 1643 reiste er nach Kopenhagen, wo er knapp 5 Jahre bis zum Winter 1647/48 blieb. Sein Privatlehrer war kein Geringerer als Ole Worm (1588–1654), der berühmte dänische Altertumswissenschaftler und Vater der Runenforschung. Zurück in Island erhielt er die Pfarrei Vallanes in Ostisland, die er bis zu seinem Tod 1688 bekleidete. Von 1671 an war er auch Probst in den Ostfjorden. Als er knapp 40 Jahre alt war, verschlechterte sich sein körperlicher und geistiger Gesundheitszustand entscheidend durch eine Fußkrankheit und ein ererbtes Gemütsleiden. So mußte er sich ab 1659 von einem Hilfspfarrer vertreten lassen. Er starb am 29.8.1688 in Vallanes.

Außer dem Studium der Theologie erwarb er sich unter Anleitung von Ole Worm gründliche Kenntnisse in der altnordischen Literatur. Er übersetzte u.a. die Völuspá und die Snorra Edda ins Lateinische (gedruckt 1665) und Gedichte von Vergil, Horaz und Boethius ins Isländische.

<sup>24</sup> Stefán Einarsson, *Austfirzk skáld og rithöfundar*, Akureyri 1964. – Böðvar Guðmundsson u.a. (Hrsg.), *Íslensk bókmenntasaga II*, Reykjavík 1993, S. 464ff. u. pass.

Stefán Ólafsson verfaßte viele Kirchenlieder, von denen sich einige noch heute in den Gesangbüchern finden.<sup>25</sup> Wie seinem Vater und Großvater fiel ihm das Dichten leicht, seine Verse wirken elegant und unangestrengt, aber weniger innig und persönlich als die Hallgrímurs. Wie jener schrieb er auch über weltliche Themen, Loblieder auf Tabak, Bier und Pferde, Liebesgedichte und Klagen über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens (z.B. *Um Mannsins Ævi* „Über das Leben des Menschen“, das Jugend und Alter, Vitalität und Hinfälligkeit gegenüberstellt<sup>26</sup> und *Sálmur* „Lied“, auch unter dem Titel *Svanasöngur* „Schwanengesang“ bekannt, das vor dem autobiographischen Hintergrund über die Wechselfälle des Lebens klagt<sup>27</sup>).

Daneben verfaßte er aber auch zeit- und sittenkritische Gedichte. Hierin ist er noch direkter als Hallgrímur, und kein anderer Dichter seiner Zeit hätte es wohl gewagt, so scharf mit den dänischen Kaufleuten abzurechnen, wie Stefán in dem folgenden Spottgedicht:

**Danskurinn.**

Danskurinn og fjanzkurinn á Djúpavog,  
hann dregur að sér auðinn við brimseltu sog  
með fjanðlega gilding og falska vog,  
færi betur reyrdist um hálsinn hans tog.  
Við landsfólkið setur hann upp ragnið og rog,  
reiðin hann tekur sem geysilegt flog,  
margt hann fyllir af mörnum trog,  
maðurinn kann í íslenzku *já, já og og*.<sup>28</sup>

Der Däne und der Teufel auf Djúpavog, er reißt den Reichtum an sich am salzig brandenden Meer, mit teuflischer Bezahlung und falscher Wage, es wäre besser, man legte ihm eine Schlinge um den Hals. Die Bevölkerung des Landes traktiert er mit Schimpfen und Fluchen, der Zorn ergreift ihn wie ein schrecklicher epileptischer Anfall, manchen Trog füllt er mit Fett, der Mann kann auf Isländisch nur „já, já“ („ja, ja“) und „og“ („und“).

Hier kommt die ganze ohnmächtige Wut über die dänischen Monopolhändler zum Ausbruch, die sich auf Kosten der Isländer bereichern, sie übervorteilen, betrügen und schlecht behandeln und dabei nicht einmal richtig Isländisch können.

Von besonderem Interesse ist das Gedicht *Um þá fyrri og þessa öld* („Über die frühere und diese Zeit“).<sup>29</sup> Es ist, wie längst festgestellt wurde,<sup>30</sup>

<sup>25</sup> Die wichtigsten Ausgaben: Stefán Ólafsson, *Kvæði* I-II, Kaupmannahöfn 1885-86. [= *Kvæði*] – Stefán Ólafsson, *Ljóðmæli*; Andrés Björnsson gaf út; Bókautgáfa menningarsjóðs, Reykjavík 1948. [= *Ljóðmæli*]

<sup>26</sup> *Kvæði* II, S. 160ff. – Text und Übersetzung bei Friese 2003, S. 88ff.

<sup>27</sup> *Kvæði* II, S. 224ff. – Text und Übersetzung in: Wilhelm Friese, *Skandinavische Lyrik im 17. Jahrhundert*, Tübingen und Basel 2003. [= Friese 2003]. S. 100ff.

<sup>28</sup> *Ljóðmæli*, S. 28f. – *Kvæði* II, S. 62.

<sup>29</sup> *Ljóðmæli*, S. 107ff. – Text und Übersetzung bei Friese 2003, S. 98ff.

<sup>30</sup> Zuerst wohl von Richard Ringler: Fyrirmynd kvæðisins „Um þá fyrri öld og þessa“ eftir Stefán Ólafsson, in: *Mímir* 7, 5. Jg., Heft 1 (1966), S. 20ff.

eine Adaptation eines lateinischen Gedichts aus Boethius bekanntem Werk *De consolatione philosophiae*.<sup>31</sup> Formal unterscheidet sich das isländische Gedicht allerdings in jeder Hinsicht vom Original. Bei Boethius besteht es aus 30 anapaestischen katalektischen Dimetern, bei Ólafur aus 10 vierzeiligen Strophen mit dem Reimschema abba, dabei haben die 1. und 4. Zeilen 5 Hebungen und klingende Kadenz, die Zeilen 2 und 3 vier Hebungen und stumpfe Kadenz. Der Anfang beider Versionen lautet wie folgt:

Felix nimium prior aetas  
 contenta fidelibus arvis  
 nec inertī perdita luxu  
 Mjög var farsæl fyrri öld í heimi,  
 undi sér við akurplóg,  
 af honum þóttist hafa nóg  
 frá skilin þeim illa óhöfs keimi.

Sehr glücklich war die frühere Zeit in der Welt, begnügte sich mit dem Ackerbau, von ihm glaubte sie den Bedarf zu befriedigen, hielt sich fern vom schlechten Beigeschmack der Unmäßigkeit.<sup>32</sup>

In der Sache hält sich die Bearbeitung allerdings recht eng an das Vorbild. Betrachten wir zunächst den Inhalt bei Boethius:

Überaus glücklich war die frühere Zeit, die, zufrieden mit den verlässlichen Kornfeldern, nicht zerrüttet durch nichtigen Luxus, den spät kommenden Hunger mit stillen pflügte. Sie verstanden nicht, die Gaben des Bacchus mit flüssigem Honig zu mischen noch die weißleuchtende Seide mit Gift aus Tyros zu färben. Erquickende Träume gab Kraut, Trank der schnelle Bach, Schatten die hohe Föhre. Noch durchschnitt kein Reisender das tiefe Meer noch suchte er mit überall gesammelten Waren neue Gestade auf. Keine Trompeten klangen wild in der Schlacht, noch hatte kein Blut in bitterem Haß die schrecklichen Felder getränkt. Welche feindliche Wut hätte wohl als erste die Waffen ergreifen wollen angesichts der schweren Wunden und der Vergeblichkeit des Blutvergießens. Würde doch unsere Zeit zu den alten Sitten zurückkehren! Aber wilder als die Feuer des Aetna brennt die rasende Habgier. Ach, wer war wohl der erste, der die deckenden Lasten des Goldes und die Edelsteine, die verborgen bleiben wollten, gefährliche Kostbarkeiten, ausgrub?<sup>33</sup>

Dieses Gedicht des Boethius steht bereits in einer langen Tradition. Die hier verwendeten Topoi eines „Goldenen Zeitalters“ in der Vergangenheit finden wir in der griechischen (Hesiod u.a.) und lateinischen (Vergil, Horaz, Tibull, Ovid u.a.) Poesie vor ihm schon so häufig, daß Boethius geradezu Mangel an Originalität vorgeworfen wurde.<sup>34</sup>

<sup>31</sup> Boethius, Anicius Manlius Severinus, *De consolatione philosophiae*. – *Boethius de consolatione philosophiae*... edidit Claudio Moreschini, Monachii et Lipsiae 2000, S. 45f.

<sup>32</sup> Vgl. die etwas abweichende Übersetzung von Friese a.a.O., S. 99.

<sup>33</sup> Vgl. die englische Übersetzung: Boethius, *Consolation of Philosophy*; Translated with Introduction and Notes by Joel C. Relihan, Indianapolis/Cambridge 2001, S. 38f.

<sup>34</sup> Gerard O'Daly: „At first sight, the poem plays a striking lack of originality. Boethius evokes the Golden Age in topoi familiar to readers of the Augustan poets Virgil, Horace, Ovid, and Tibullus.“ (*The Poetry of Boethius*, London 1991, S. 180.)

Ólafur Stefánsson übernimmt die Grundgedanken des Gedichts, das man als „leidenschaftlichen Schrei nach Frieden und Ordnung“ und „eine Art irdischer Vision der ewigen Welt“<sup>35</sup> bezeichnet hat. Wie Boethius sehnt er sich nach einer Welt ohne Luxus, Habgier und Krieg. Dieses Gegenbild zur Gegenwart unterscheidet sich damit grundlegend von dem in Hallgrímur Péturssons *Aldarhátur* vor Augen vorgestellten, in dem all die hier abgelehnten Dinge wie Krieg, Blutvergießen, Handelsreisen und Gold eine positive Rolle spielen. Diese Unterschiede sind nicht nur darin begründet, daß Hallgrímur auf eine historische (freilich idealisierte), Boethius auf eine mythische Zeit zurückverweist, sondern in der Diagnose der eigenen Zeit: bei Hallgrímur ist der Hauptfehler seiner Zeit die Lethargie, mit der die Unterdrückung durch eine fremde Macht hingenommen wird, bei Boethius die Habgier.

Obwohl Ólafur Stefánsson sich inhaltlich recht eng an Boethius hält, ist sein Gedicht doch keineswegs eine bloße Übersetzung. Aus den Änderungen, die er vornimmt, geht deutlich hervor, daß es ihm nicht auf die bloße Vermittlung eines spätantiken Werks ankommt, sondern daß er durchaus mit seiner eigenen Stimme spricht und die Mahnungen zu seinem eigenen Anliegen macht.

Die Änderungen betreffen vor allem eine Transposition vom Mittelmeer-raum nach Island. Die Eiche (Str. 2), in Island sicher selten, wird zwar beibehalten, die Seide aber durch Wolle ersetzt (Str. 3), Schatten gibt nicht mehr die überaus große Föhre (altissima pinus), sondern ein Laubbaum (laufgað tré, Str. 4), statt des Aetna wird die Hekla zum Vergleich herangezogen (Str. 8). Es gibt aber auch einige Ergänzungen, welche das isländische Kolorit und die aktuelle Tendenz verdeutlichen: vor dem Wein wird das Brauen von Bier erwähnt (Str. 2), neben dem Schutz vor der Sonne (in Island kein sehr großes Problem) steht der Schutz vor dem Wind (Str. 4), Wucher (okur) bzw. Raub (rán, nach einer Textvariante) und Schuldeneintreiben, Erpressung (skulda reið, Str. 5) werden hinzugefügt; das Hekla-Bild der Habgier wird ausgeschmückt (sinngemäß: man opfert Leben und Blut für dieses unersättliche Feuer, Str. 8), ebenso das Bild des idealen Zeitalters, in dem man in Ruhe und Frieden auf seinem Eigentum saß und Land und Leute in schöner Blüte standen (er átti sitt í kyrrð og frið, og stóðu í fögru blóma lönd og lýðir, Str. 7). Das hier behandelte Motiv nennt man gewöhnlich das „Goldene Zeitalter“, was es z.B. bei Ovid (Metamorphosen) auch explizit ist. Bei Boethius wird das Gold aber nur im negativen Sinne, als Objekt zerstörerischer Begierde genannt, mit den Edelsteinen zusammen als „pretiosa pericula“, „gefährliche Kostbarkeiten“ (eigentl. „kostbare Gefahren“), ein Gedanke, den Ólafur als „dýran háska“ wörtlich übernimmt.<sup>36</sup>

<sup>35</sup> „passionate cry for peace and order“, „a sort of secular vision of the eternal world“ (Joel C. Relihan, a.a.O., S. 165)

<sup>36</sup> Der Übersetzung Frieses „unter großer gefahr“ (a.a.O., S. 101) vermag ich hier nicht zu folgen, zumal sie ein falsches Verständnis der gesamten letzten Strophe nahelegt.

Während das vorige Gedicht ein Beispiel für die kreative Aneignung antiker Tradition im „Zeitalter der Gelehrsamkeit“ ist, nimmt das Gedicht *Heimsádeila*<sup>37</sup> („Weltsatire“) zwar reichlich topisches Material auf, ist aber ansonsten ein Originalwerk Ólafur Stefánssons. Es variiert das uralte Motive der Klage über den schlimmen Zustand des gegenwärtigen Zeitalters (*þessi öld*) und den Verlust der alten Tugenden und beginnt so:

Þessi öld er underlig,  
allir góðir menn um sig  
ugga mega að mestu;  
illir taka yfirráð,  
að því hef eg um stundir gáð  
að þeim er fylgt í flestu.

Diese Zeit ist wunderbarlich, alle guten Menschen müssen sehr um sich fürchten; die Bösen übernehmen die Herrschaft, das habe ich eine ganze Zeit beobachtet, daß man ihnen fast immer Folge leistet. (Str. 1)

Hier wird die Zeitklage mit dem Motiv der „verkehrten Welt“ kombiniert. Der Berichterstatter steht verwundert der Tatsache gegenüber, daß alle moralischen Richtlinien auf den Kopf gestellt scheinen:

Ich bringe eine verwunderliche Kunde: Wenn du ziemlich gierig darauf aus bist, die Gefolgschaft der Leute zu gewinnen, dann sollst du Gott nicht fürchten und seine heiligen Gebote nicht befolgen, sondern das Unrechte tun. (Str. 2)

Belzebug wird angebetet, verehrt und geliebt, offen und insgeheim. (Str. 3)

Wer sich durch Streiten, Schlagen, Stehlen, Lügen eigentlich die Verbannung verdient hat, wird von der Menge in Schutz genommen. (Str. 4)

Dem Guten hilft niemand. (Diese Strophe ist sehr bildhaft und lautet wörtlich etwa so: Der Gute ist arm an Sattelgurten, wenn es bei ihm spät und früh undicht ist, repariert es ihm niemand, wie die Eiche abseits des Weges, die weder Rinde noch Blätter besitzt und ganz dahingegangen ist.) (Str. 5)

Die Bestechung macht mächtige Schritte, man kann sie als den richtigen Ablaßbrief für die schlimmsten Sünden bezeichnen; da hat der Teufel das Verzeichnis geschrieben und goldenen Sand darüber geschüttet, der beide Augen blind macht. (Str. 6)

Sie (die Bestechung) rechtfertigt den Ungerechten, setzt den Frommen ins Unrecht, bringt so das Ordentliche in Unordnung, die sie annehmen, zieht sie hinein, danach gelingt es ihnen kaum, Gerechtigkeit zu üben. (Str. 7)

Því er nú orðið illt í heim,  
að enginn sinnir manni þeim,  
er gerir sinn guð að stunda  
og breytir eftir boðum hans,  
brytur ríkið andskotans,  
hann má fara til hunda.

Darum ist es nun schlecht geworden in der Welt, weil niemand an den Menschen denkt, der seinem Gott gehorcht und nach seinen Geboten handelt und das Reich des Teufels zerbricht: er kann vor die Hunde gehen. (Str. 8)

<sup>37</sup> *Kvæði I*, S. 300ff. – Text und Übersetzung bei Friese 2003, S. 94ff.

Auch dieses Gedicht ist antithetisch aufgebaut, doch wird die Gegenwart nicht einer in der Vergangenheit verorteten Gegenwelt gegenübergestellt, sondern einer Welt, wie sie eigentlich sein sollte, einer Welt, die sich an Gottes Geboten orientiert. Diese Welt reicht durchaus in die Gegenwart hinein, ist mit ihren vereinzelt, machtlosen Vertretern aber hoffnungslos ins Abseits geraten.

Enger einzugrenzen ist die Bezugsgröße im Gedicht *Ómennskukvæði* („Lied von der Torheit“)<sup>38</sup> als eine nicht gar so lange zurückliegende, noch im Horizont des Erzählers liegende Vergangenheit. Dieses Gedicht ist die bei weitem umfangreichste und sicher auch originellste Auseinandersetzung mit den Mißständen seiner Zeit. Durch seinen sehr konkreten Bezug auf die bäuerliche Realität seines Kirchspiels stellt es nicht nur ein mentalitätsgeschichtliches, sondern auch ein kulturgeschichtliches Dokument großer Bedeutung dar. Wegen seiner Länge ist es leider nicht möglich, das ganze Gedicht im Original zu zitieren. Ich lasse es deswegen mit den ersten drei und der letzten Strophe als Textproben genug sein, stelle aber das gesamte Gedicht in einer paraphrasierenden Übersetzung vor.

#### Ómennskukvæði

Hvað mun því valda,	að vorrar aldar	er víl svo hátt?
Þeir fénu ei halda,	þá fjúkin tjalda	um fennta gátt.
Sú grandaði ei alda	þeim gömlu þrátt,	
mig girmir að skjalda	um slíkan hátt. <sup>39</sup>	

1. Woran mag es wohl liegen, daß der Jammer unserer Zeit so groß ist? Sie verlieren die Schafe, wenn die Schneestürme die Tür mit Schnee bedecken. Solches Unglück betraf den Alten nicht oft, es drängt mich, über solches Verhalten zu dichten.

Hjá fyrri mönnum	sér undi í önnum	hið ítra geð.
Þeir gnístu tönnum	með sæmdar svönnum	og sóttu fæð.
Svoddan grönnum	var lukkan lèð	
en leti bönnuð	og sjálfræðið.	

2. Früher stellten sich die Männer in ihrer Tüchtigkeit auf Arbeit ein. Zusammen mit ihren ehrbaren Frauen bissen sie die Zähne zusammen und suchten die Tiere. Solchen Leuten war Glück beschieden, doch Faulheit und Eigensinn war verboten.

Til hlýku klæðum,	en hægðar skæðum	þá hagað var,
um hispursæðu	og húsgangsræðu	þeir hirtu ei par,
þó blæddi úr æðum,	þar broddur skar,	
brosandi kvæði	heyrðust þar.	

3. Für Wärme nahm man damals Kleidung, zur Bequemlichkeit Fellschuhe. Von Luxusessen und leerem Gerede wollten sie nichts wissen, auch wenn es blutete, wo sie die Spitze verletzten, hörte man dort lächelnd Lieder.

4. Sie verlangten nicht zu kaufen noch zu bummeln oder zu prahlen oder ständig zu reiten, aber bei den Krügen begann man zu plaudern über Mut und Macht. Der Reichtum sammelte sich beim gutgeführten Hof, die Torheit lag am Boden und wagte nicht aufzublicken.

<sup>38</sup> Ljóðmæli, S. 95ff. – Kvæði I, S. 261ff.

<sup>39</sup> Aus Platzgründen werden hier je drei bzw. zwei Verse zu einer Zeile zusammengefasst. Die Originalausgaben drucken zehn Zeilen je Strophe.

5. Nun wechselt die Perspektive von der Arbeitsamkeit hín zu unserem Volk, das immer sagt, im Essen und Schlafen liege die Befriedigung. Auch wenn es mit großer Wut auf mich losgeht, fahre ich mit diesem Gedicht fort. [Die Dichtung wird hier, wie schon im Mittelalter, metaphorisch als Gewebe, vefnaður, beschrieben.]
6. Von dieser Menge will der junge Mann nicht lange sein Brot verdienen. Damit die Arbeit ihn nicht zerreiße, geht er also hin, sich zu verheiraten, trotz seiner geringen Mittel in Festkleidung, mit Gehänge auf der Brust. In die Hosen wird die rote Weste gesteckt.
7. Mit schönem Haar in seinen goldenen Jahren heiratet er dann, zäumt nun das Roß mit feisten Weichen und findet einen Wohnsitz. Im Sommer verschafft er sich törichte Männer, die das Gras auf der kleinen Hauswiese mähen.
8. Mit seinen Genossen, der Sieg macht ihn träge, zecht er nun erst einmal, mit ihnen wird geplaudert und Tabak geraucht. Das nennt man Kunst. Heu braucht die Frau [hringarist = Walküre der Ringe] nicht zu harken, denn der Paßgänger weidet auf der Wiese [die eigentlich für das Winterheu vorgesehen ist].
9. Wenn es das Bettlergesindel, das leichtfertig lügt, in die Gegend treibt, dann erfahren sie Neuigkeiten und können sich an der Bierkanne sättigen, schallend lachen, und jeder schwört, das sei wahr, was berichtet wird.
10. Mit dem Hut auf der Wange brüsten sie sich und stolzieren und marschieren vorwärts, sie balgen sich, sie schwatzen und flanieren draußen an der Mauer. Mit langen Haaren formen sie ihren Bart und lassen sie hängen, auch wenn es draußen stürmt und regnet.
11. Sie rennen, sie reiten, sie treten und schreiten, auf schnellem Roß, mit langem Talar und weiter Kapuze auf dem Kopf. Wer sein Pferd mit Schlägen nach vorne treiben kann, der kommt sich ganz groß vor, doch hinten zu warten gilt als große Schande.
12. Vom Morgen bis zum Abend begeben sie sich zum gekochten Essen, beim Tabaksfeuer, aber das ungemähte Heu geht auf der Wiese zugrunde. Das verkaufte Mutterschaf geht in die Handelsstadt, ob es nun Milch gibt oder nicht.
13. Für die Butter [= Kern des Butterfassens], die Mutterschafe, die Socken und Kleider aus Wolle locken sie den Tabak aus den Kisten der Köche, das ist der ganze Handel. Eine Borte, eine Garnhaspel als Kinderspielzeug und Bänder zum Rupfen, das ist der ganze Ertrag.
14. Sie [Bauer und Bäuerin] schnarchen, sie schlafen, das lobt das Gesinde, wenn andere Heu machen, sie schläft an der Wand, er davor, mit tauben Händen und leichtem Husten.<sup>40</sup> In der Scheunenkammer bietet sich ein trauriger Anblick auf Heu und Torf in drei Bündeln.
15. Auf der Hauswiese weidet das Vieh, aber der Hund wird weggeschickt und fortgehetzt und der Bauer und seine Frau breiten ihre Hände über dem Feuer aus, bewegen die Finger, aber rühren sich nicht von der Stelle, das Vieh gelangt oben auf den Hofplatz.
16. Die Frauen trödeln zum Viehpferch. Wenn der Abend naht, wanken sie oft mit leeren Eimern nach Hause, denn die Schafe gingen verloren; viele haben sich schon vorgestern in Bergen und Hügeln versteckt, dann zerstreuten sie sich.
17. Jetzt kommt der Þorri [= vierter Wintermonat], dann lahmt der Schafbock und die Mutterschafe sterben; da sagt der Snorri und kratzt sich die Stirn: einige röcheln, ich vermute, daß zwei verhungern, weiß aber nicht, welches von beiden [Tieren] man jetzt retten kann.
18. Für einen faulen Narren läuft alles auf Not und Geldverlust hinaus. Jetzt brüllt die Kuh, aber die Kinder wimmern beim Ofen der Wohnstube. Vor Hunger heulen die Gunna und der Jón, man gibt ihnen nichts zu knabbern, dabei ist es schon 3 Uhr nachmittags.

<sup>40</sup> Vgl. die Schilderung bei Gories Peerse: „Wenn sie im Winter am Tag aufstehen, können sie vor Schnee nicht hinausgehen. ... Danach legen sie sich wieder in ihr Wollstoff-Bett, wie die Schweine im Koben. Dann müssen ihnen das Gesinde oder die Kinder Essen und Trinken zum Bett bringen. Wenn sie sich dann satt gegessen und getrunken haben, dann wollen sie danach nichts anderes tun als spielen, Brettspiele oder Schach, damit verbringen sie ihre Zeit.“ (Gert Kreutzer, Gories Peerses ethnographisches Gedicht „Van Ysslandt“, a.a.O., S. 22f. Übers. des Autors).

19. Vor der elenden Hütte, es ist eine Schande, ist keine Tür. Nun wirft er die Kochkiste fort: es gibt ja keine Milch und das Essen ist alle. Auch wenn die Magermilch heftig geschlagen wird und der skyr [eine Art Quark] ausgekratzt wird, wächst nun die Kolik vor Hungerqualen.

20. Hier wage ich nun zu schwören, daß für die hungernde Kuh ein Schutz genährt wird. Sie muß nun im Schneesturm weiden und Knospen kauen. Wenn man [gegen Ende des Winters] zu den schneefreien Stellen sieht, dann rasselt sie. In jedem Schneesturm bringt sie nur Hunger auf den Hof.

21. Nun kommt der Tag, an dem das magere Pferd in der Krise ist, schön an Farbe, unfähig sich zu erheben und mit nackten Rippen. Das ist nun ein Schlag, sagt der Bauer zu sich, und ein Trauerspiel, wenn dieses Pferd dahingeht.

22. Wenn die Nacht vorbei ist, lebt die Krankheit auf und der Verlust des Glücks, die Angst der Pferde. Da findet man den Schnecken, der besser war als die meisten und als ein recht tüchtiger Paßgänger galt. Er ist tot. Trübe Gedanken befallen den Besitzer.

23. Gequält antwortet er, vom Elend geplagt, denn in seinem Inneren schneidet es: Was ist jetzt zu raten, denn der beschriebene Schaden ist jetzt hereingebrochen, ich habe nicht die Tatkraft mir zu helfen, Gnade mir Gott, wenn es so kommt.

24. Er ist ganz unruhig, er treibt die Gedanken durch die Fanggründe des Überlegungen [Gedanken rasen ihm durch des Kopf], da erwacht sein Verstand und er antwortet schuldbeußt mit schmerzendem Magen: Wenn kein reicher Mann uns hilft, dann nimmt uns doch für lange Zeit die Gemeindefürsorge auf.

25. Nun beginnt er aufzuhören und ins Elend zu wanken, sein Dasein hat er vernichtet. In Lumpen gehüllt muß er nun in die Gemeinde der Frau taumeln. Seine Last sind jetzt sein mageren Kinder, aber die Flamme erlischt auf dem öden Platz.

26. Ich sage die Wahrheit, daß man das auf dem Lande nun beobachtet; die Dummheit gedeiht und ruiniert die reichen Höfe; das völlig gesunde Bettlerpack zu sättigen hält man für den richtigen und wahren Glauben.

27. Weniger riskant ist es für den Kräftigen, ehrlich zu arbeiten und sein Brot zu essen, und nicht nachzulassen, seinen Gott zu loben; er achtet auf die Seinen und gibt ihnen Reichtum, ein guter Diener findet Hilfe in der Not.

28. Auf das Gedicht, damit es fortan gedeihe, gebe das Volk acht, es lege die Dummheit ab, damit der Öre gedeihe durch fleißige Anstrengung. Eine träge Gemeinde ist abstoßend und häßlich, in Faulheit zu verrotten, ist die schlimmste Krankheit.

Búmönnum góðum	sem bændafljóðum	og blessan sel,
og vinnumóðum	síns verks á slóðum	þó vaxi él.
Máist svo óður	og mælsku þél.	
Minnist þér ljóða,	og farið vel.	

29. Den guten Bauern wie den Bauersfrauen gebe ich meinen Segen, und den arbeitsmüden auf ihrer Arbeitsstelle, auch wenn die Zeiten schwierig sind. Jetzt zerfällt das Gedicht und die Feile der Beredsamkeit.<sup>41</sup> Behaltet die Strophen im Gedächtnis und laßt es euch wohlgehen.

Der elende Zustand des Landes wird in diesem Gedicht als bekannt vorausgesetzt und muß offenbar nicht eigens beschrieben werden. Es geht dem Autor vielmehr um die Frage nach den Ursachen für die Misere. Die findet er nun nicht in den politischen, wirtschaftlichen oder klimatischen Rahmenbedingun-

<sup>41</sup> Schon die Skalden, besonders Egill Skallagrímsson, haben Dichtung gerne als Handwerksarbeit umschrieben. Vgl. Gert Kreutzer, *Die Dichtungslehre der Skalden. Poetologische Terminologie und Autorenkommentare als Grundlagen einer Gattungspoetik*, Kronberg/Taunus 1974, S. 246ff., 261ff.

gen, sondern wiederum in den Einstellungen der Bevölkerung selbst. Die Situation wird als selbst verschuldet dargestellt und beruht, wie Ólafur argumentiert, auf einem ganzen Bündel von schlechten Eigenschaften: Eitelkeit, Genußsucht, Geschwätzigkeit, Leichtgläubigkeit, Nachlässigkeit, vor allem aber Dummheit und schlichter Faulheit, die zu Mißwirtschaft und am Ende in den Ruin führen. Nicht mangelnder Heldenmut wie bei Hallgrímur ist das Hauptübel der Zeit, sondern daß es am Willen fehlt, früh aufzustehen, ordentlich zu mähen, zu harken und zu melken und man sich lieber mit Rauchen, Trinken und Reiten beschäftigt. Vorgeführt wird dies an der exemplarischen Biographie eines jungen Bauern, der alles falsch macht. So ist der Verlust seines gesamten Besitzes am Ende eine ebenso vorhersehbare wie verdiente Folge. Daß er sich auf das soziale Netz der Gemeindefürsorge verlassen kann, hält Ólafur für kontraproduktiv. Er vertritt vielmehr die Ansicht, daß es der Gesellschaft nicht zuzumuten sei, solche durch eigenes Verschulden ins Unglück geratenen Menschen durchzufüttern, wenn sie – und dies ist eine wichtige Einschränkung – gesund und arbeitsfähig sind.

Dieses Gedicht über die Dummheit steht in der großen europäischen Tradition von Sebastian Brants *Narrenschiff* (Basel 1494) über Erasmus von Rotterdams *Encomium moriae* („Lob der Torheit“, 1509) bis zu den Moralsatiren des Don Francisco de Quevedo y Villegas (*Sueños y discursos de verdades ...*) von 1627, die wiederum Vorbild für Johann Michael Moscheroschs Satire *Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald* (1641–43) bildete. Die in die Prosa eingestreuten unregelmäßig gefüllten zweihebigen endgereimten Verse erinnern in ihrem Klang sehr an das Gedicht Stefán Ólafssons:

Fast jeder Schneider	will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein	vnd redt Latein:
Wälsch vnd Frantzösisch	halb Japonesisch /
Wan er ist doll vnd voll	der grobe Knoll.
Der Knecht Matthies	spricht bona dies /
Wan er gut morgen sagt	vnd grüst die Magd:
Die wend den Kragen	thut ihm danck sagen /
Spricht deo gratias	Herr Hippocras.
Ihr böse Teutschen	man solt euch peutschen /
Das ihr die Mutter-sprach	so wenig acht.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Isländer in seiner dänischen Zeit (1643–1648) von dem erfolgreichen Werk Kenntnis erhalten hat. Dennoch unterscheidet sich das *Ómennskukvæði* formal durch eine Reihe von Besonderheiten: es besteht aus Strophen zu je 10 Versen, die Endreime nach dem Schema aab aab abab aufweisen. Endreime freilich in einem speziellen Sinn: wie in der Skaldendichtung bei den vollen Binnenreimen (aðalhendingar) muß nicht das ganze Wort reimen, sondern nur die letzte Hebung und die anschließenden Konsonanten. Die Endung steht also außerhalb des Reims. So sind klæðum – fæðu – kvæði, mengi – gengur, nefnir – svefni – vefnað, hengi – strengið als regelrechte Reime zu betrachten. Häufig werden aber auch Endreime in unse-

rem Verständnis verwendet: eine Mischung altertümlicher und moderner Reimformen.

Wir haben am Beispiel der sehr unterschiedlichen Charaktere Hallgrímur Pétursson und Stefán Ólafsson gesehen, daß isländische Pfarrer mit ihrer zeitkritischen Dichtung Einfluß auf die politische, wirtschaftliche und vor allem moralische Situation ihres Landes zu nehmen versuchten. Beide stellen vergangene Zeiten als positives Gegenbild vor Augen und stimmen in der Diagnose der Mißstände trotz unterschiedlicher Akzentsetzung weitgehend überein. Ihr Aufruf zu einer moralischen Wende dürfte aber nur begrenzten Erfolg gehabt haben. Eine wesentliche Veränderung der Zustände trat erst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts ein, als sich die Rahmenbedingungen ganz allmählich zum Besseren wandten.